

Grundlagen für Degeneration und Devianz ausbildete. Wesentliche Fortschritte der Aufklärung und des Aufbaus der bürgerlichen Gesellschaft machte man gegen Ende des 18. Jahrhunderts, wie Hull argumentiert, auch für Onanie als rein selbstbezogene und damit sehr gefährliche Form der Sexualität verantwortlich, gegen die man mit vermehrter Aufklärung und absolutistischen Überwachungsmethoden vorging. Die Anwendung derartiger Überwachungsmethoden gegenüber Kindern verweist erneut auf die systematische Beschränktheit von Rechten innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft. Gegen Nicht-Berechtigte, die man als Gefahr oder aber als besonders gefährdet verstand, wurde weiterhin eine weitgehende Bevormundung als wünschenswert erachtet. Darauf weist Hull im Hinblick auf die Diskussion eines bayerischen Polizeigesetzbuches hin: »It was precisely the triumph of liberal principles in having created civil society in Bavaria that encouraged greater state intervention, especially into the lives of those often marginal or less powerful persons identified as (symbolic) dangers to society« (S. 358).

Die Arbeit Hulls ist all jenen zur Lektüre zu empfehlen, die sich mit der Geschichte des vormodernen Staates und/oder der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft auseinandersetzen. Es ist außerdem eine Pflichtlektüre für den Geisteswissenschaftler, der an Fragen der Sexualität und Geschlechterbeziehungen interessiert ist. Man kann nur hoffen, daß bald auch eine deutsche Übersetzung vorliegen wird.

*Peter Becker, Washington D.C.*

Marjorie Morgan, *Manners, Moral and Class in England, 1774–1858*, St. Martin's Press, New York 1994, IX + 196 S., geb., 65 \$.

Der Anspruch ist hoch: Der Fokus auf kulturelle Normen soll die Ergebnisse der klassischen Sozialgeschichtsschreibung relativieren, wenn nicht gar aufheben. Wertvorstellungen und Ideale sagen mehr aus über eine Gesellschaft als ihre – wie auch immer geartete – soziale Realität. Davon ist die amerikanische Historikerin Marjorie Morgan überzeugt; in »Manners, Morals and Class« hat sie sich der britischen Anstandsliteratur zwischen 1774 und 1858 angenommen. Das Buch fügt sich ein in eine schon länger andauernde angloamerikanische Forschungskontroverse um die Ursachen des Aufstiegs Großbritanniens zur wirtschaftlichen Führungsmacht in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und seiner Unfähigkeit, diese Spitzenposition auf Dauer zu behaupten. Ging die ältere Forschung davon aus, daß sich die forcierte Industrialisierung in Großbritannien der Durchsetzungskraft bürgerlicher Mittelklassen und ihrer Wertehierarchie verdanke, haben jüngere Arbeiten auf die fortdauernde Prädominanz des Adels auch in England hingewiesen und die Persistenz aristokratischer Normen für den Verfall des englischen Unternehmergeistes und den Verlust der ökonomischen Führungsrolle verantwortlich gemacht. Morgan schickt sich nun an, mit einem Blick in die Anstandsbücher zu belegen, daß im Vereinigten Königreich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts nicht von der kulturellen Hegemonie einer Klasse über die andere die Rede sein kann. Vielmehr sei von der Integration adelig-bürgerlicher Wertsysteme auszugehen. Das Professionalisierungsideal der englischen Ärzteschaft wird im letzten Kapitel des Buches als Beispiel dieser gegenseitigen Durchdringung angeführt.

Die Studie setzt ein mit der Ablösung der aristokratischen Ratgeberliteratur in ihrer untrennbaren Einheit von äußerem Benimm und innerer Sittlichkeit durch die bürgerlichen Anstandsbücher evangelikaler Prägung (»conduct books«) nach 1770. Hatten die adeligen Verhaltensratgeber das Idealbild des aristokratischen Gentlemans mit Blick auf seine gesellschaftliche Führungsrolle entworfen, rückten die »conduct books« die Be-

deutung christlicher Moral für die Erziehung der bürgerlichen Jugend in den Mittelpunkt. Mit antimoderner und antiurbanistischer Kritik ebenso wie mit dem Festhalten an einem statischen Gesellschaftsmodell versuchten die bürgerlichen Evangelikalen, Werte der vorindustriellen Ständegesellschaft in eine Welt radikalen Wandels hinüberzuretten. Die als verlogen denunzierte Etikette des Adels war verpönt; was zählte, war allein die Entwicklung eines sittlichen Charakters, als dessen höchste Zier die Übereinstimmung zwischen äußerer Erscheinung und innerer Aufrichtigkeit galt. Zumindest in ihrer Frühphase also sei die englische Industrialisierung auch im Bürgertum von einem Normensystem begleitet worden, das aus der Vormoderne herüberreichte und sich kapitalistischer Logik entzog. Das hat sich nach Ansicht der Autorin grundlegend geändert, als sich um 1830 neue Benimmbücher am Markt durchsetzten, die sich erstmals an soziale Aufsteiger wandten und versprachen, ihnen für ihre gesellschaftlichen Ambitionen den nötigen Schliff zu verpassen. In diesem »Triumph der Etikette« entdeckt Marjorie Morgan die Etablierung eines kulturellen Codes, der den Funktionsprinzipien der kapitalistischen Industriegesellschaft entsprach: Statt unbeugsamer Prinzipien war nun Anpassungsfähigkeit gefragt, Wertschätzung bemaß sich am Statuskonsum. Gute Manieren zu haben, bedeutete nicht mehr automatisch, einem tugendhaften Lebenswandel nachzustreben, sondern reduzierte sich auf die Beherrschung äußerer Formen.

Diese in der Hochphase der Industrialisierung etablierten Leitbilder betrachtet die Geschichtswissenschaftlerin aus Illinois als bürgerliches Pendant eben jenes Codes, der auch in der Adelsgesellschaft am Londoner Hof soziales Avancement garantierte. Dagegen hätten die in den »conduct books« vertretenen Wertvorstellungen der evangelikalen Moralisten größte Ähnlichkeit mit den anti-industriellen Idealen der landbesitzenden Gentry. Insofern könne für die Phase der englischen Industrialisierung von einem unversöhnlichen Gegeneinander bürgerlich-adeliger Normensysteme nicht die Rede sein. Vor- wie industriekapitalistische Denkformen habe es während des gesamten 19. Jahrhunderts in beiden Lagern gleichermaßen gegeben. Historiker seien daher aufgerufen, dem Weiterwirken vorindustrieller Traditionen und Verhaltensweisen in der modernen Welt mehr Beachtung zu schenken und auch den Klassenbegriff weniger statisch zu verwenden als bisher.

Morgans Plädoyer für einen neuen Kulturalismus erweist sich damit als Seitenhieb gegen eine marxistisch inspirierte Sozialgeschichte, die in Großbritannien eine starke Tradition hat. Abgesehen davon, daß mir die gezogenen Parallelen zwischen höfischer und industrieller Gesellschaft weit weniger einleuchten als der Autorin selbst, krankt die Studie freilich daran, daß sie implizit mit Kriterien operiert, die sie explizit verworfen hat. Wiewohl Morgan beweisen will, daß die soziale Lage in Bezug auf Wertvorstellungen eine weniger determinierende Rolle spielt als bisher angenommen, wird zur Erklärung der erkennbaren Differenzen eben doch mit der Sozialstruktur argumentiert, und zwar mit den vorher nicht eingeführten Unterschieden zwischen Wirtschafts- und anderen (Bildungs-)Bürgern einerseits sowie der hoforientierten und grundbesitzenden Aristokratie andererseits – ohne daß letztere zuvor überhaupt Gegenstand der Untersuchung gewesen wäre. Die Reflexion über die Aussagekraft normativer Quellen vermißt man gänzlich, und auch bezüglich der Kategorie Geschlecht fällt die Arbeit hinter den bereits erreichten Stand der Forschung zurück. Gerade die Anstandsliteratur des 19. Jahrhunderts ist in einer Weise geschlechtsspezifisch segregiert, daß darüber mehr als eine gelegentliche Anmerkung zu verlieren ist, will man nicht grundlegende Quellenbefunde ignorieren. Schon die Betrachtung normativer Anforderungen an höfische Aristokratinnen einerseits und bürgerliche Frauen andererseits hätte vermutlich ergeben, daß es mit der Affinität beider Sozialgruppen doch nicht ganz so weit her ist wie behauptet. Hier hat es sich die Autorin zu leicht gemacht. Ich lese »Manners, Moral and Class« daher als ein Beispiel für das – in vielerlei Hinsicht dennoch anregende – Scheitern eines »luftigen Kulturalismus«.

*Ute Planert, Tübingen*